

Jochen Raecke

WORTBILDUNG ALS MASKENBILDNERIN FÜR TEXTE

1. Wer verstehen will, inwiefern Wortbildung – natürlich nur in jenen Sprachen, die sie haben – als etwas Gesehen werden kann, das für Texte das leistet, was Maskenbildnerinnen oder Maskenbildner für Schauspielerinnen und Schauspieler leisten, der muss sich zuvor klar machen, was Texte im Unterschied zu den anderen Einheiten auf den verschiedenen Ebenen oder Schichten der grammatischen Strukturierung der menschlichen Sprache (Coseriu 1970, 21) leisten. Wobei, zu fragen, was sprachliche Einheiten leisten‘ heißt: die Sprache als eine gesellschaftliche Erscheinung zu verstehen, die in der jeweiligen Gesellschaft nicht als Selbstzweck angesehen, sondern als Mittel zur Erfüllung bestimmter kommunikativer Bedürfnisse oder Zwecke aller Teilhaber dieser Gesellschaft betrachtet, behandelt und benutzt wird. Gesellschaftliche Erscheinung heißt dabei, dass Sprache etwas ist, an dem immer nur in einer historisch bestimmten Technik teilgehabt werden kann, will sagen: mittels einer solchen historischen Einzelsprache (Coseriu 1988, 80) teilgehabt werden kann, durch die sich eine historisch bestimmte resp. als solche bestimmende Gruppe von Menschen als diese oder jene Gesellschaft von anderen unterscheidet. Und ‚nicht als Selbstzweck angesehen zu werden‘ heißt noch einmal anders gefasst, als vorstehend schon zu lesen: etwas zu sein, das von gemeinschaftlich lebenden Gruppen von Menschen zum Zwecke einer besseren Kommunikation innerhalb der Gruppe geschaffen wurde, indem das Phänomen der Verständigung von gesellschaftlich lebenden Tieren durch artspezifische Laute zweckbestimmt erweitert und in geeigneter Weise ausgebaut wurde (Raecke 2013, 139).

2.0. Was aber leisten nun Texte im Bereich der Kommunikation mittels artikulierter Laute? Anders als die sonstigen Einheiten auf den traditionell unterschiedenen sprachlichen Ebenen? Eine kurze Inspektion dieser Ebenen führt zur Feststellung folgender Unterschiede:

2.1. Als erste und niedrigste Ebene der Sprache wird aus gutem Grund die lautliche Ebene angesehen, wobei der gute Grund, dies als die erste und niedrigste Ebene der Sprache anzusehen, darin liegt, dass die minimalen Einheiten auf die-

ser lediglich physiologisch-physikalischen Ebene wirklich nicht mehr leisten, als dass sie dasjenige voneinander unterscheiden, was als einfache oder komplexe Wörter bzw. Wortformen bezeichnet wird.

Wenn traditionell gesagt wird, die minimalen Einheiten dieser lautlichen Ebene könnten Bedeutungen unterscheiden und dann – aber auch nur dann – seien sie als Phoneme von den einfachen Lauten oder Phonen zu unterscheiden, dann trifft das nicht die sprachliche Wirklichkeit. Bedeutungen werden in der Wirklichkeit der Sprache nämlich erst durch die Einheiten der nächsthöheren Ebene unterschieden, die die Wort- oder Morphemebene ist, und nicht durch wie auch immer fungierende lautliche Einheiten. Die deutschen Wörter Rat und rot etwa werden durch die lautlichen Einheiten a und o unterschieden, die Bedeutungen von Rat und rot aber zweifellos allein durch die Wörter Rat und rot selber und nicht durch a und o. Denn dass der Unterschied von a und o nichts mit dem Bedeutungsunterschied zwischen den beiden genannten Wörtern zu tun hat, lässt leicht das Wortpaar Tat und tot erkennen, in welchem a und o ja nicht etwa den gleichen Bedeutungsunterschied wie zwischen Rat und rot anzeigen, sondern nur das Gleiche tun, was sie im Paar Rat und rot auch tun, nämlich andeuten, dass Tat und tot verschiedene Wörter sind, die deswegen verschiedene Wörter sind, weil sie verschiedene sog. lexikalische Bedeutungen tragen und also diese Bedeutungen unterscheiden. Noch einmal anders gewendet heißt das: wenn a und o etwas mit der Bedeutung zu tun hätten, indem sie Bedeutungen unterscheiden, müsste der Bedeutungsunterschied zwischen Rat und rot der gleiche sein, wie zwischen Tat und tot. Dass das nicht der Fall ist, weiß jeder, der die Sprache Deutsch beherrscht. Damit nun aus dem Ganzen ein Schuh wird, muss es heißen: a und o zeigen in der Regel an, dass zwischen lexikalischen Einheiten, in denen sie in sonst gleicher lautlicher Umgebung vorkommen, ein Bedeutungsunterschied besteht, sie unterscheiden aber nicht die Bedeutungen dieser lexikalischen Einheiten.

2.2. Auf der nächsthöheren Ebene, der Wort- oder Morphemebene, dienen die als Wörter bzw. Morpheme definierten Einheiten dazu, alles nur Mögliche zu unterscheiden, das von den Sprechern einer historischen Einzelsprache als seiend oder als zwar nicht in der Wirklichkeit, wohl aber im Denken seiend und dabei jeweils nicht identisch miteinander erkannt wurde. Das heißt m.a.W.: Ein Seiendes kann als dieses und gerade nicht jenes oder umgekehrt als gerade nicht dieses, sondern ein anderes erkannt worden sein, und damit man sich in der Folge über dieses unterhalten kann, wird der Unterschied zwischen beiden durch die Einheiten dieser Ebene zunächst festgehalten und dann bedeutet, was wiederum seinerseits und des Weiteren heißt: Dass etwas als von etwas anderem unterschieden erkannt wurde, kann nur durch eine sinnlich wahrnehmbare und damit materielle Andersheit der für sie stehenden Einheit festgehalten und wei-

tergegeben werden. Es ist das Grundgesetz der Kommunikation, dass etwas materiell Gleiches oder sinnlich als gleich zu Erfahrendes – wenn es denn als Zeichen und nicht als es selbst interpretiert wird – als Zeichen für das Gleiche gedeutet wird. Damit etwas sicher als von der Bedeutung A verschiedene Bedeutung B gedeutet werden kann, muss es durch ein materiell von dem Zeichen für A verschiedenes Zeichen markiert sein. Verzichten Sprecherinnen oder Sprecher auf eine hinreichende lautliche Unterscheidung, gibt es Schwierigkeiten in der Verständigung. Metaphern sind ein klassisches Beispiel für solche Schwierigkeiten, die durch materiell gleiche Wortzeichen für an sich Ungleiches auftreten können, Kinder tun sich bekanntlich bis ins Schulalter hinein schwer, sie zu verstehen, nachdem sie das beim Spracherwerb zunächst gar nicht konnten. Zugleich basiert ein großer Teil von Wortspielen auf solchen „Verstößen“ gegen dieses morphologische Grundgesetz, das im Übrigen schon 1948 von dem russischen Sprachwissenschaftler Smirnickij (für die Sprache) „entdeckt“ und von Coseriu später (wiederum nur für die Sprache) als der Grundsatz der Solidarität von Form und Bedeutung bezeichnet wurde. Grundgesetz wie Grundsatz besagen: wenn zwei sprachliche Einheiten verglichen werden und sie dabei sowohl in formaler als auch in inhaltlicher Hinsicht Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufweisen wie z.B. bks. *padam, padaš, pada*, (dt. falle, fällst, fällt), dann wird alles, was in der Form gleich ist, mit dem Gemeinsamen in der Bedeutung assoziiert bzw. korreliert, wogegen alles, was in der Bedeutung unterschiedlich ist, mit dem Unterschied in der Form assoziiert bzw. korreliert wird. (Raecke 2012, 305).

Was insgesamt und was genau an Bedeutungen unterschieden wird resp. welche Bedeutungen genau unterschieden werden, ist jeweils Sache einer jeden historischen Einzelsprache und an dieser Stelle nicht weiter zu diskutieren.

2.3. Als dritte Ebene wird klassischer Weise die Satzebene angenommen und hier dienen die entsprechenden Einheiten dazu, elementare oder komplexe Aussagen über real oder nicht real existierende Gegenstände bzw. Seiende oder gegebene oder zu schaffende Sachverhalte zu unterscheiden. Es bedarf keiner Diskussion, dass dieses eine sehr allgemeine bzw. abstrakte oder vielleicht sogar die allgemeinst mögliche Definition der Leistung der Einheiten auf der Satzebene ist, hier geht es aber nicht darum, die seit Aristoteles traktierte Frage, was ein Satz sei, gleichsam endgültig zu beantworten, sondern allein darum, die Leistung jener Einheiten, die grammatisch Sätze oder grammatische Sätze genannt werden, gegen jene Einheiten abzugrenzen, die auf der Laut-, Wort- und Textebene anzusiedeln sind bzw. traditionell dort angesiedelt werden. Ansonsten galt bisher, dass ein Satz ist, was – zumindest in geschriebener Form – zwischen zwei Punkten steht, bzw. einen Punkt hinter sich hat. Aber der Wille zu Punkten wird immer stärker, wie man in der modernen Werbung sieht. Was früher durch

zwei Kommata und einen Punkt getrennt oder gegliedert worden wäre, wird das heute durch drei Punkte: Quadratisch. Praktisch. Gut. Und ob man hier von drei Sätzen sprechen soll, erscheint mir fraglich. Also gilt auch diese frühere „Faustregel“ nicht mehr.

2.4. Unabhängig von dieser Problematik, was genau die minimalen Einheiten auf der Satzebene sein sollen, besteht die Leistung der Einheiten der nunmehr vierten Ebene, also der Textebene eindeutig darin, dass mit ihnen Botschaften unterschieden werden, die in Abhängigkeit von der Struktur der Texte einfach oder komplex sein können.

Dabei ist aber Botschaften an andere oder – ab einem bestimmten Lebensalter – auch an sich selbst als einen anderen zu versenden die eigentliche Aufgabe der Sprache, d.h. der eigentliche oder auch letzte Zweck, zu dem sich der Mensch im Laufe seiner Geschichte die Sprache als jenes Kommunikationsmittel zugelegt hat, mit dem über die Verwendung artikulierter Laute zwischen Gruppenangehörigen Botschaften ausgetauscht werden können, die wesentlich mehr Informationen enthalten als solche, die beim Adressaten der Botschaft ausschließlich etwas auslösen oder in Erinnerung rufen können, wie das bei Tieren der Fall ist. Bevor darüber noch gesprochen wird, aber erst noch die Fest- oder Klarstellung: Wenn ein Mensch spricht, tut er das, um demjenigen, zu dem er spricht oder mit dem er spricht, etwas zu verstehen zu geben, und dasjenige, was er dem anderen zu verstehen geben möchte, ist dann auch der Sinn seiner sprachlichen Äußerung. Wenn wir das mit Coseriu fassen, so ist Sinn auch die besondere Form von Bedeutung, die die Einheiten auf der Textebene von den Einheiten auf den anderen Ebenen unterscheidet (Coseriu 1988, 159). Materiell ist nämlich die Textebene nicht von den anderen Ebenen zu unterscheiden, weil sie nur oder erst durch die Verwendung und/oder Kombination von Einheiten der anderen Ebenen zustande kommt. Was zugleich und des Weiteren heißt, dass die Einheiten der anderen Ebenen gleichsam nur dieser Textebene zu Diensten sind, denn wenn keine Botschaft ausgedrückt und verständlich gemacht werden sollte, brauchte man diese Einheiten nicht. Hinter dem, was als Lallen bezeichnet wird, ist keine Botschaft zu erkennen und also wird es auch vom Sprechen unterschieden bzw. nicht als zweckentsprechender Gebrauch potentiell sprachlicher Einheiten bezeichnet.

Des Weiteren heißt, jemandem etwas zu verstehen zu geben: der andere soll verstehen, was man ihm sagt, weil er nur dann, wenn er es verstanden hat, auch jenes Verhalten an den Tag legen kann, das der andere an ihm gern sehen möchte. Woraus umgekehrt folgt, dass wir immer dann, wenn jemand sich so verhält, wie wir es ihm mit Worten nahe gelegt haben, überzeugt sind, dass er uns bzw. das Gesagte verstanden hat. Was allerdings logisch keineswegs zwingend ist.

Es wird leicht ersichtlich, dass die menschliche Sprache damit nichts anderes ist als die Fortsetzung der in tierischen Gesellschaften längst vor der Entstehung des Menschen entwickelten Kommunikation über Laute, die auf der einen Seite Auskunft über denjenigen geben, der die Laute von sich gibt und die zugleich darauf gerichtet sind, beim Artgenossen ein intendiertes Verhalten auszulösen. Nur wenn der Lautgeber erkennt, dass der Artgenosse oder die Artgenossen das von ihm erwünschte Verhalten zeigen, hört er auf, entsprechende Laute von sich zu geben, und gibt damit das Zeichen, dass er meint, glaubt oder weiß, dass der andere oder die anderen seiner Art oder Gruppe die Botschaft verstanden haben.

Das Ziel der sprachlichen Kommunikation liegt also von Anfang an und an seinem Ende nicht in der Mitteilung von etwas, sondern darin, dass ein anderer das Mitgeteilte versteht und sich daraufhin so verhält, wie der Sprecher oder die Sprecherin es gern hätte. Deshalb ist es ja auch möglich, sich „mit Händen und Füßen“ verständlich zu machen. Denn wenn anschließend vom anderen das Verhalten gezeigt wird, das demjenigen, der mit seinen Händen und Füßen etwas angezeigt hat, als zu erreichen vorgeschwebt hat, dann hat der ihn verstanden. Klein- und Kleinstkinder schaffen es ebenfalls ohne Sprache, diejenigen, mit denen sie kommunizieren, wissen zu lassen, ob sie sie verstanden haben. Sie lächeln dann, klatschen in die Hände oder nicken heftig mit dem Kopf. Die sprachliche Mitteilung ist folglich ganz allgemein auf der einen Seite nicht mehr als eines einer ganzen Reihe von Mitteln, jemanden etwas wahrnehmen, erfahren und dann wissen zu lassen, auf der anderen Seite aber dasjenige, das die meisten Möglichkeiten dafür bietet, über die Mitteilung eines Inhalts ein Intendiertes zu erreichen. Weil sie das Verfassen einer letztlich unendlichen Zahl äußerst differenzierter Mitteilungen erlaubt, die als Botschaften zu verstehen sind. Wesentlich bleibt aber: Nur wenn das Intendierte eintritt, ist das Ziel erreicht. Voraussetzung dafür ist das Verstehen oder Verständnis der Mitteilung.

Deshalb ist auch die normale bzw. angemessene Frage im Falle von Mitteilungen, die man nicht „verstanden“ hat: Was willst du mir damit eigentlich sagen? Und das berühmte „mein Mann versteht mich nicht“ heißt ja nicht, dass der Mann die sprachlichen Mitteilungen nicht grammatisch oder dahingehend „decodieren“ könnte, dass er mit seinem männlich beschränkten Verstand unfähig wäre, die von seiner Frau bezeichneten Sachverhalte zu identifizieren. Was ihm mitgeteilt wird, versteht er in der Regel sehr wohl, nur geht es in diesen Fällen darum, dass er nicht versteht, wozu ihm diese oder jene Sachverhalte mitgeteilt werden. Und diese Erkenntnis, dass das Gesagte nicht zugleich auch das Gemeinte sein muss bzw. die Einsicht, dass man das Gesagte sehr wohl verstehen kann, nicht aber das damit Gemeinte erkennt, hat ja letztlich die pragmatische Wende in der Linguistik ausgelöst, nur heißt es nach dieser Wende, diesen Erkenntnissen und Einsichten auch Rechnung zu tragen.

Das Ganze noch einmal anders gewendet will sagen: der Sinn der sprachlichen wie jeder anderen Kommunikation liegt nicht darin, grammatisch korrekte Sätze zu produzieren, sondern darin, auf einen anderen einzuwirken, d.h. in dem anderen etwas zu bewirken bzw. auszulösen. Dass aber diese Erkenntnis auf keinen Fall vom Verfasser dieser Zeilen, sondern von Karl Bühler stammt und damit bereits rund 80 Jahre alt ist, sei hier noch einmal betont und ist sicherlich auch vielen bekannt, nur heißt dieses Bekanntsein nicht, dass das Organon-Modell Bühlers in der Sprachwissenschaft zu dem mit ihm möglichen Erkenntnisgewinn ausgenutzt wurde. Denn Bühlers sprachwissenschaftlicher Ansatz ist der funktionelle Ansatz und der hat sich in der herrschenden Linguistik nicht durchgesetzt, sondern wurde – wieder sehr bildlich gesprochen – vom strukturellen Ansatz zur Seite geschoben.

Was an dieser Stelle oder in diesem Beitrag vertreten wird – das sei zur Sicherheit noch einmal klargestellt – ist nun genau dieser funktionelle Ansatz, ohne dass damit dem strukturellen Ansatz die Existenzberechtigung abgesprochen sein soll oder er nun seinerseits zur Seite geschoben werden sollte. Beide Ansätze leisten Unterschiedliches und sind damit nicht konträr, sondern komplementär. Nur können viele Fragen, die bei dem einem Ansatz auftauchen, nicht auf der Grundlage des anderen Ansatzes beantwortet werden, weil die Fragen vielfach schon jeweils vom Ansatz selber bedingt sind und sich im jeweils anderen Ansatz gar nicht stellen. Und so bedeutet das bisher Ausgeführte in der funktionellen Sicht, dass alle Einheiten auf den Ebenen unterhalb der Textebene letztlich zu nichts anderem dienen, als durch ihre Verwendung und/oder entsprechende Kombination miteinander Botschaften möglich zu machen. Eine Botschaft kann dabei aus einem einzigen Wort bestehen: russ. *idi*, *ubirajsja*, *nu*, oder sogar aus nur einem Laut, etwa *a*, nur ist das in dem Falle kein Laut, sondern ein Wort, das aus nur einem Laut besteht. Coseriu illustriert diese Möglichkeit oder diesen Sachverhalt, dass ein Laut einen Text bilden kann, mit der Anekdote, dass zwei römische Freunde eine Wette abgeschlossen hätten, wer den kürzesten Brief schreiben könnte. Der erste schrieb *eo rus* (ich gehe aufs Land), der andere antwortete *i* (geh!) und hatte die Wette gewonnen (Coseriu 1981, 28).

Genauso kann eine Botschaft aber natürlich auch aus mehreren Wörtern und aus mehreren Sätzen bestehen, was sie in den meisten Fällen auch tut. Und dieses noch einmal auf den Punkt gebracht heißt: Die kleinste Einheit, aus der ein Text bestehen kann, ist ein Wort und alle Einheiten der unteren Ebenen können als Einheiten der nächst höheren Ebene fungieren, ein Laut als ein Wort, ein Wort als Satz, ein Satz als ein Text, weshalb dann eben auch ein russ. *a* im Sinne von *nu* als Text fungieren kann (Coseriu 1981, 157).

3.0. Während damit die gemeinsame Funktion aller Einheiten auf allen Ebenen der Sprache die unterscheidende Funktion ist, erschöpft sich die Funktion jener Einheiten, die über der lautlichen Ebene liegen, in dem Augenblick, da wir sprechen, aber keineswegs darin, Einheiten gegeneinander abzugrenzen und voneinander zu unterscheiden, denn dies wäre nicht mehr als eine negative Funktion, indem wir durch diese Funktion immer nur erfahren, was von alle dem, was zu einem gegebenen Augenblick hätte gesagt werden können, nicht gesagt wurde. Wir wollen aber eigentlich ja wissen, worauf die Mitteilung in der nichtsprachlichen Wirklichkeit zu beziehen ist, und das ist zwar rein logisch gesprochen immer alles genau das, was übrig bleibt, wenn wir alles Nichtgesagte von dem abziehen, was hätte gesagt werden können, nur bekommen wir immer dann, wenn jemand spricht, ja auch positive Informationen. Man wird sich vorstellen müssen, dass in dem Augenblick, da ein Wort als Signal für dieses oder jenes erkannt wird, dasjenige in unserem Gehirn aktiviert wird, was unter diesem Laut oder Lautkomplex darin gespeichert ist.

Es wird nach dem derzeitigen Wissen davon auszugehen sein, dass es verschiedene Formen von Speichern gibt und des Weiteren, dass die Verarbeitung eines Signals für ein einzelnes Wort anders abläuft als die Verarbeitung von Signalen, die als Teile einer Botschaft erkannt werden. Nur ist die Verarbeitung von Signalen hier nicht die Frage, es geht ja „nur“ um die Leistung der Einheiten auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen.

3.1. Und wenn da das bisher darüber Gesagte positiv gefasst wird, dann stehen Wörter jeweils für Denkinhalte, in denen das Chaos der den Menschen umgebenden Welt so strukturiert erscheint, dass die Möglichkeit besteht, Dinge, Beziehungen und Sachverhalte so zu nennen, dass sie für alle, die die gleiche Technik des Sprechens beherrschen, identifizierbar werden.

In Wörtern erfährt also der andere, zu dem oder mit dem gerade gesprochen wird, zunächst einmal und auch nicht mehr als den Hinweis, worüber gesprochen werden soll. Deshalb haben alle Wörter in flektierenden Sprachen eine Nennform, die mit derjenigen identisch ist, die bei Substantiven und Adjektiven für den Nominativ verwendet wird, bei den Verben für den sog. Infinitiv (sofern der als Form vorhanden ist), der im Deutschen übrigens völlig richtig als die Nennform eines Verbs bezeichnet wird. Zugleich heißt der Nominativ ursprünglich ja auch nicht mehr als die Form, in der etwas einfach genannt wird, und die Funktion des Nominativs ist, wie die Funktion des Infinitivs auch, etwas zu nennen, ohne darüber etwas auszusagen oder damit etwas zu präzisieren.

Dagegen besteht die positive Funktion der Einheiten auf der Satzebene darin, dass eine bestimmte Aussage über ein bestimmtes Seiendes oder einen Gegenstand gemacht wird, womit ein Gedanke oder die Erkenntnis einer Beziehung zwischen mindestens zwei Seienden ausgedrückt wird.

Die positive Funktion von Texten besteht nun darin, dass einem anderen etwas zu verstehen gegeben wird, indem von den soeben schon genannten Einheiten Gebrauch gemacht wird. Indem dieser andere erkennen kann, worin die Intention des Sprechers liegt, ihm dieses oder jenes mitzuteilen, kann er sich dieser Intention entsprechend verhalten oder – und das ist dann der missliebige Fall – sich weigern, ihr zu entsprechen. Die Dinge so betrachtet, lässt auch verständlich werden, weshalb wir vielfach so böse werden, wenn jemand sich unseren mitgeteilten Intentionen – besser gesagt, den Intentionen, die im Mitgeteilten ihren verbalen Ausdruck gefunden haben – verweigert, indem er gerade das tut, was wir meinten, dass er nicht tun sollte. Denn wir gehen grundsätzlich davon aus, dass der andere uns zunächst einmal verstanden hat, bevor er sich so anders verhält, als von uns intendiert. Und das aus dem einfachen Grunde, weil wir an sich natürlich davon ausgehen, dass das Mitgeteilte unmissverständlich sei. Und das wiederum aus dem Grunde, dass das Ziel des Sprechens mit einem anderen Menschen aus der gleichen Gruppe kein anderes ist, als dass verstanden wird, was gesagt wird. Ist die Reaktion des anderen jedoch ein nicht unserer Intention entsprechendes Verhalten, so schließen wir logisch darauf, dass hier bewusst Widerstand geübt wird. Erst durch besondere Umstände ziehen wir in der Regel ins Kalkül, dass der andere uns wirklich und ohne Hintergedanken, also: ganz einfach nicht verstanden haben könnte. In den meisten Fällen wird zunächst einmal gefragt. Ob der andere etwas an den Ohren habe oder ob er eigentlich nicht verstanden habe? Und dieses eigentlich gibt unmissverständlich zu verstehen, dass das Verstehen der default ist und das Nichtverstehen ein Nichtverstehen-Wollen ist. Wenn im Übrigen der schon genannte Karl Bühler meinte: „Dreifach ist die Leistung der menschlichen Sprache, Kundgabe, Auslösung, Darstellung“, wobei er die Trias später ersetzt wissen wollte durch die Trias Ausdruck, Appell, Darstellung (Bühler 1934/1982, 28), obwohl die erstere besser zum Ausdruck bringt, um was es gehen soll, als die zweite –, wenn Bühler hier also von der Leistung der Sprache spricht und ihr die Auslösung oder die Kundgabe als Funktionen zuschreibt, dann meint er eigentlich die Leistung von Texten. Denn die Auslösfunktion, die Bühler später weniger durchsichtig als Appell bezeichnet, ist genauso wenig eine Funktion der Sprache als solcher, wie die Kundgabe oder die später so genannte Ausdrucksfunktion. Beide Funktionen erfüllen sich erst in Texten, nicht in der Sprache, die ja nur das Organon ist, um Texte bauen zu können. Erst Texte sind aus sprachlichen Einheiten gestaltet, die von den Hörerinnen und Hörern als zu dieser oder jener Varietät dieser oder jener historischen Sprache gehörig identifiziert werden können, und erst Texte können einen Menschen dazu bringen, dieses oder jenes zu tun oder zu lassen. Am Ende ist es sogar so, dass erst und nur in Texten Bezug auf die außersprachliche Wirklichkeit genommen und damit etwas dargestellt wird. Wör-

ter an sich stellen nichts dar, sondern dienen entweder dazu, die Welt zu strukturieren oder Strukturen resp. Relationen in der Welt anzudeuten.

4. Wenn man mithin die Dinge im Bereich der menschlichen Kommunikation mittels der Sprache so sieht, dass Wörter nicht mehr leisten, als dass wir damit Dinge nennen können, dass Sätze nicht mehr leisten, als dass wir darin etwas über die Dinge aussagen können, und dass wir dann, wenn wir anderen eine Botschaft übermitteln wollen, Texte gebrauchen müssen, dann kann man die sprachliche Kommunikation auch als ein großes oder gar unendliches Theaterstück ansehen, in welchem Texte die handelnden Personen sind. Ich will das noch etwas näher erklären: handelnde Personen auf der Bühne sind bekanntlich und unstrittig nicht mehr als ausgedachte Wesen, die durch Schauspieler dargestellt werden, was zugleich heißt, dass die handelnden Personen in Theaterstücken nichts anderes sind, als zu verkörpernde Wesen, die für den Dichter nur das Mittel sind, um dem Zuschauer jeweils eine bestimmte Botschaft zu übermitteln. Und genauso sind Texte auch nicht die Botschaften selber, sondern nur die Mittel zur Gestaltung und anschließenden Aus-, Ab- oder Übersendung einer Botschaft. Dabei gehört es aber zum Alltagswissen, dass auf der Bühne oder im Theater als dem Medium nicht jede Botschaft durch jede beliebige handelnde Person dargestellt werden kann, sondern dass verschiedene Botschaften glaubhaft nur über charakterlich und äußerlich verschiedene Personen der Handlung vermittelt werden können. Und diese charakterlich und äußerlich verschiedenen dramatis personae verlangen dann wiederum jeweils passende Schauspielerinnen und Schauspieler. Nicht jede und nicht jeder, der beruflich schauspielert, ist für jede Rolle geeignet, und wenn Not am Mann oder an der Frau ist, werden solche Schauspielernden für bestimmte Rollen einfach passend gemacht, und dieses jemanden für eine bestimmte Rolle, durch die eine bestimmte Botschaft auf der Bühne verkündet werden soll, Passend-Machen wird als Maskenbildnerie oder russ. grim bezeichnet, wer diese Tätigkeit ausführt wird russ. grimer genannt, deutsch dagegen Maskenbildner und Maskenbildnerinnen. Letzteres natürlich dann, wenn Maskenbildner weiblich sind, was sie im Übrigen noch nicht sehr lange sind. Etwas genauer gefasst, verleiht ein Maskenbildner oder heute eben auch eine Maskenbildnerin einem Gesicht oder einer Person bestimmte charakteristische Züge, an denen Zuschauerrinnen und Zuschauer allein mit dem Auge erkennen, wen der oder die entsprechend Zugerichtete darstellen soll, ohne dass er oder sie auch nur einen einzigen Ton gesagt hat: eine junge oder eine alte Person, je nachdem wie viele Falten das Gesicht „zieren“, jeweils mit langen oder kurzen, gepflegten oder ungepflegten, frisierten oder wilden Haaren, an denen sich der Charakter dieser Person ablesen lässt, wenn es um Männer geht: mit Backenbart oder ohne, mit Schnauzbart oder Vollbart, woraus auf Dandy, Kaufmann, Räuber oder Revoluzzer geschlossen werden kann, wenn

es um Frauen geht: mit Pferdeschwanz oder Zöpfen, mit Bubischnitt oder Dauerwelle, woraus auf jugendlich oder mädchenhaft, auf emanzipiert oder häuslich/mütterlich geschlossen werden mag.

Und so, wie alle in einer Gesellschaft Lebenden ein – aus der Erfahrung des Lebens in dieser Gesellschaft stammendes – „Gefühl“ dafür haben, dass bestimmte „Typen“, die sich so oder so benehmen, auch so oder so aussehen, so haben wenigstens alle Gebildeten in einer Gesellschaft auch ein Gefühl dafür, wie Botschaften aussehen sollten, sodass sie ihrem Inhalt entsprechen, dass sie auf bestimmte Zuhörer in der gewünschten Weise wirken und dadurch ihrem Sinn oder ihrem eigentlichen kommunikativen Ziel optimal entsprechen.

Möge man sich zur Veranschaulichung Sergej Eisenstein mit seinen beiden bekannten Filmen Aleksander Nevskij und Ivan Groznyj ins Gedächtnis rufen. Wer die Filme gesehen hat, erinnert sich, dass Eisenstein in ihnen zwei völlig verschiedene Typen von Mensch auf die Leinwand „zauberte“, über die er, wie über die beiden Filme insgesamt, ganz unterschiedliche Botschaften an die Zuschauer sendet. Es gibt viele Menschen, die aber beim Anschauen von Ivan Groznyj und Aleksander Nevskij gar nicht bemerkt haben, dass der Schauspieler, der diese beiden so verschiedenen Menschen bzw. Figuren darstellt und damit zwei ganz unterschiedliche Rollen spielt, der gleiche Schauspieler ist, nämlich Nikolaj Cherkassov. Wenn er genauso verschieden aussieht, wie die „Typen“ nach kollektiver Vorstellung der russischen Gesellschaft aussehen müssen, dann ist das das Werk des Maskenbildners, und dem Maskenbildner ist sein Werk sehr wohl gelungen.

Mit diesem Beispiel im Kopf lässt sich der Sachverhalt, um den es hier geht, sehr kurz in der Weise fassen, dass – natürlich nur bildlich zu verstehen – Texte im unendlichen Theaterstück der Kommunikation über Sprache nichts anderes und auch nicht mehr sind als verschiedene Rollen, in denen uns entsprechend verschiedene Botschaften übermittelt werden, die zwar alle in der gleichen Sprache verfasst werden, aber doch je nachdem, welche Botschaft gerade oder genau vermittelt werden soll, ein unterschiedliches Gesicht oder Aussehen haben, das in höchst möglichem Maße demjenigen angemessen ist, was der Inhalt der Botschaft sein soll. Und an diesem unterschiedlichen Gesicht resp. Aussehen ist die Wortbildung in einem bislang kaum reflektierten Maße beteiligt. Die Wortbildung lässt Texte – das also die These des vorliegenden Beitrags – , die ganz unterschiedliche Botschaften vermitteln wollen resp. vermitteln sollen, so aussehen, dass sie mit dem kongruent sind, was dem Empfänger der Botschaft ausgerichtet werden soll.

5.0. Das Ganze soll jetzt nach der recht abstrakten Einführung und den vielleicht ungewohnt bildlichen Ausführungen sehr konkret werden, indem nacheinander drei längere Texte vorgestellt und im Hinblick darauf unter die Lupe genommen

werden, welche Botschaften in ihnen schon allein dadurch eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt bekommen haben, dass ihnen über bestimmte Einheiten der Wortbildung dieses oder jenes „Gesicht“ verliehen wurde. Es wird jeweils kurz zu fragen sein, inwiefern die Einheiten der Wortbildung der Rolle Glaubwürdigkeit verleihen, die diese Texte in dem unendlichen Theaterstück der sprachlichen Kommunikation spielen.

5.1. Der erste Text ist ein Ausschnitt aus der Erzählung **Hrvatska rapsodija** aus dem Novellenzyklus *Hrvatski bog Mars* von Miroslav Krleža.

Žena bolesno plače, kao da se želi opravdati od sumnje da je nerotkinja: Pa nisam ja oduvijek bila sama. Šestero sam ih porodila. Dvoje je umrlo još nejakom. Jedna mi se udala, a jedan mi je sin pao negdje na Drini. Drugi je na Taliju pošo - a jedan je na Rusiji. Ništa se ne javlja.

Glasovi: A gdje ti je čovjek!

Žena: Pa negdje kod straže u Zagrebu. Pisao je oko Uskrša da će kući. A poslije će, veli, i on na frontu, ili što ja znam...

Stiže pramaljeće - sadi cura cveće...

nasmije se nečiji glas, pa se zaprede u kutu vagona pjesma fina itrepetljiva kao ono svileno crveno tkivo na grudima bijelih snaša što su iskesile biserne zube pa pjevaju i piju rakiju. Bogatstvo se istočnjačkog raskošnog života prelije po vagonu. U magli dima, u sunčanu žaru, u krvavim parama pleše neki ljudi slavenski bog, piruje i slavi slavni slavenski život.

Seljačina, tanahan, igličav, žučljiv i jadan, uplete se u razgovor. Dugo je smišljao što će da rekne: Baš ste dobro ono rekli, kume. Patimo se ko marva. Živim ja. Gledam ja. I mislim ja: a zašto se marva pati? Mačke se ne pate. Ni svinja se ne pati. Nego baš marva. I onda mi - ljudi!

Glas mudri: E! Pati se jer je pašće. Zato se pati. A i čovjek, ako je svinja, ne pati se. Nego kako to da tebe nije u mondur turilo?

Seljačina: Pa uzelo me. Što bi sa mnom? Predignuo se ono ja prošlih Duhova, pa mi crijeva vise. A htjelo me za stražu. A onda nas pustilo na befel. (Krleža 1982, 309)

Wer ein „Gefühl“ für Texte hat, wird schnell „gespürt“ haben, dass sich der (auch im Original) kursiv gesetzte Text des Autors Krleža und die wörtliche Rede seiner „Helden“ sehr stark unterscheiden. In beiden Fällen wird Kroatisch gesprochen, aber es wird damit nicht gleich gesprochen. Sucht man danach, mit welchen Mitteln der gleichen Sprache so unterschiedliche Texte erzeugt, d.h. auf die Bühne der sprachlichen Kommunikation gestellt werden können, dann kann man, sofern man den entsprechenden Blick dafür hat, schnell erkennen, dass ganz wesentliche Züge der jeweiligen Texte, die ja ohne Zweifel ganz unter-

schiedliche Botschaften aussenden sollen – und bildlich für sich genommen auch wollen –, der Verzicht auf solche Einheiten bzw. der raffinierte Gebrauch solcher Einheiten sind, die in der Sprachwissenschaft Ableitungen genannt werden. Von raffiniert kann einmal in dem Fall der *figura etymologica* (im älteren und weiteren Sinne) gesprochen werden, wo Krleža in *pleše neki ludi slavenski bog, piruje i slavi slavni slavenski život* im Übrigen auch slavenski von slava „ableitet“, obwohl es von diesem historisch nachweislich nicht abgeleitet ist, sondern nur die griechisch-lateinische Form von slovenski ist, und zum anderen in dem Absatz, wo er als Autor (kursiv gekennzeichnet) in *Seljačina, tanahan, igličav, žučljiv i jadan*, zunächst einmal drei adjektivische Modifikationen hinter einander setzt, ehe er seinen „Maulhelden“ mit

Baš ste dobro ono rekli, kume. Patimo se ko marva. Živim ja. Gledam ja. I mislim ja: a zašto se marva pati? Mačke se ne pate. Ni svinja se ne pati. Nego baš marva. I onda mi - ljudi!

39 Wörter ohne eine einzige Ableitung von sich geben lässt.

In ganz anderer Weise als raffiniert, aber nicht weniger raffiniert wird man den Verzicht auf die Verwendung von Ableitungen nennen können, denn wenn Ableitungen vorkommen, die historisch betrachtet solche sind, so sind sie fast alle reine Perfektivierungen, die man wegen ihres rein grammatischen und nicht lexikalisch-semanticen Unterschieds von ihren *Simplicia* kaum noch als Ableitungen bezeichnen möchte, wenn man sie aber so bezeichnen wollte, so wären sie verbale Modifikationen. In der Rede der Frau, die fürchtet, für unfruchtbar angesehen zu werden, finden wir *porodila*, *umrla* und *pošo* (*pošao*) und lediglich *udala se* könnte wohl noch als nicht nur formale verbale Modifikation gewertet werden. In den wörtlichen Reden des anderen zitierten „einfachen“ Volkes finden sich dann überhaupt keine Ableitungen mehr, so dass es kaum übertrieben erscheint zu sagen, dass Krleža es hier als Charakterzug seiner sehr einfachen Landsleute ansieht, dass sie die Dinge, die sie bewegen, denken und quälen sehr einfach, d.h. ohne den Rückgriff auf Ableitungen sagen.

Stellt man sich dann die Frage, weshalb er das so sehen mag, kann man sich als Antwort vorstellen, dass Krleža intuitiv wusste, was es mit Ableitungen auf sich hat. Dass es nämlich Wörter oder Bildungen in entsprechenden Sprachen sind (nicht alle Sprachen haben sie, z.B. auch das Chinesische nicht), die die Dinge nicht direkt sagen, sondern indirekt. Da Ableitungen, der Name sagt es, von einer bereits existierenden Worteinheit abgeleitet sind, steckt diese Worteinheit in ihnen und bildet auch sozusagen den Ausgangspunkt oder auch Kernpunkt der Bedeutung der abgeleiteten Einheit. Nur bedeuten solche abgeleiteten Einheiten grundsätzlich etwas anderes als diejenigen Wörter, die ihnen als soge-

nannte Basis dienen. Denn wenn sie das nicht täten, müssten sie nicht gebildet werden. Die einfachste Art nun, Ableitungen zu bilden, ist die sog. Modifikation, die etwas zu Bezeichnendes so bezeichnet, dass das Bezeichnete am ehesten demjenigen gleicht, das bereits mit einem Wort bezeichnet ist, dass es mit diesem aber keinesfalls identisch ist. So wäre eben das *udati se* am ehesten ein *dati se*, nur ist es ein sich Geben für immer, also ein Weggeben, und nicht nur ein Geben, das man jederzeit rückgängig machen könnte. Dass im Deutschen dafür sich verheiraten gesagt wird, ist ein historischer Zufall, es wird damit aber nichts anderes gesagt. Über substantivische Modifikationen wird gleich noch mehr zu sagen sein, aber diese kommen bei Krleža in der Rede seiner armen Leute ja so wenig vor, wie weitere Arten von Ableitungen. Ihre Äußerungen sind also Texte, in denen die Dinge direkt gesagt werden, und nicht indirekt. Man könnte auch sagen, dass die Dinge in ihren Texten ‚beim Namen‘ genannt werden, während sie in Texten mit Ableitungen eben nicht bei ihrem Namen genannt werden, sondern über einen anderen Namen bzw. über den Namen eines anderen, der dann so modifiziert wird, dass er auch für etwas stehen kann, was er selber nicht ist.

Dass Texte, in denen die Dinge bei ihrem Namen genannt werden, eine andere Aussagekraft haben als Texte, die mit ihren Ableitungen glänzen, lässt sich am gegebenen Beispiel ablesen: die Autorentexte stellen die Welt so dar, wie der Autor sie sieht und interpretiert, also sich zu eigen macht oder sich zurechtmacht. Insofern als die Welt in den Texten als durch den Autor zurechtgemacht erscheint, tritt sie uns mehr oder weniger stark geschminkt entgegen, und sie tut das in Texten, die dieses Schminken in entsprechenden Ableitungen reflektieren. Und insofern tritt uns die Welt in den Texten der einfachen Leute eben ungeschminkt entgegen, in ihnen wird ungeschminkt gesagt, was für diejenigen, die durch diese Texte zu Botschaftern werden, die Welt ist. Oder noch einmal etwas anders gesagt: Die Texte des einfachen Volkes stellen die Welt nicht dar, so, wie ihre (fiktiven) Verfasser sie sich zu eigen gemacht haben, sondern sie beschreiben, wie sich die Welt sie, die (fiktiven) Verfasser, zu eigen gemacht hat. In diesen Texten wird nicht die Welt geistig in den Griff genommen, die Welt hat ihre (fiktiven) Verfasser im Griff und macht mit ihnen, was sie will.

5.2. Der zweite Text ist der Anfang eines russischen Märchens, das *Сестрица Алёнушка и братец Иванушка* heißt und zu den bekanntesten seiner Art in Russland zu zählen ist.

Жили-были старик да старуха, у них была дочка Алёнушка да сынок Иванушка.

Старик со старухой умерли. Остались Аленушка да Иванушка одни-одинешеньки.

Пошла Аленушка на работу и братца с собой взяла. Идут они по дальнему пути, по широкому полю, и захотелось Иванушке пить.

— Сестрица Аленушка, я пить хочу!

— Подожди, братец, дойдем до колодца.

Шли-шли — солнце высоко, колодец далеко, жар донимает, пот выступает.

Стоит коровье копытце полно водицы.

— Сестрица Аленушка, хлебну я из копытца!

— Не пей, братец, теленочком станешь!

Братец послушался, пошли дальше.

Солнце высоко, колодец далеко, жар донимает, пот выступает. Стоит лошадиное копытце полно водицы.

— Сестрица Аленушка, напьюсь я из копытца!

— Не пей, братец, жеребеночком станешь!

Вздыхнул Иванушка, опять пошли дальше.

Солнце высоко, колодец далеко, жар донимает, пот выступает. Стоит козье копытце полно водицы.

Иванушка говорит:

— Сестрица Алёнушка, мочи нет: напьюсь я из копытца!

— Не пей, братец, козленочком станешь!

Не послушался Иванушка и напился из козьего копытца.

Напился и стал козленочком..

Зовет Алёнушка братца, а вместо Иванушки бежит за ней беленький козленочек. (Sestrica 2012)

Hier braucht es nun keines besonders ausgeprägten „Gefühls“ für Texte, um zu „spüren“, was eine ganz wesentliche Besonderheit dieses Märchentextes ausmacht, was heißt, durch welche Art von lexikalischen Einheiten er sein charakteristisches Äußeres bekommt und also gleichsam für die Rolle Märchen „geschminkt“ wird. Schließlich ist es geradezu ein Gemeinplatz, festzustellen, dass Märchen die sog. Verkleinerungsformen „lieben“. Weniger gemeinplätzig dürfte allerdings eine Antwort auf die Frage sein, weshalb das so ist, d.h. weshalb Märchen mit dieser Art von Ableitungen zurecht gemacht werden, wobei diese Ableitungen etwas anspruchsvoller in der linguistischen Teildisziplin Wortbildungslehre als die Unterklasse der Deminutiva in der Klasse der Modifikationen geführt werden.

Den Hang oder die Vorliebe der Autoren von Märchen zu dieser Art von Modifikationen habe ich schon einmal an anderer Stelle kurz zu erklären versucht (Raecke 2012, 303) und da ich immer noch denke, dass dieser Versuch einer Erklärung eine Grundlage für das Verständnis dieser Liebe zu den deminutiven Modifikationen in den Märchen bieten kann, will ich diese Erklärung an dieser Stelle noch einmal in einer erweiterten Form vorstellen, wobei erweitert

heißt, dass ich mich dabei weder in den Worten noch in den Beispielen nur einfach wiederholen will, sondern vor allem auch inhaltlich ein wenig weiter kommen möchte. Ich folge da dem Volksmund, der von mir verlangt: wer weiter lebt, sollte auch weiter denken.

Das beste Verständnis für die Affinität von Märchen und Deminutiva ermöglicht – so denke ich eben weiter – ein Blick auf das Wesen bzw. die Leistung der höchsten Form jener Klasse von Einheiten der Wortbildung, die als Ableitungen bezeichnet werden. Und die Einheiten der höchsten Form der Ableitungen werden von Dokulil als Mutationen und von E. Coseriu als prolexematische und lexematische Kompositionen bezeichnet (Raecke 1999, 154).

Die höchste Form der Ableitungen sind Mutationen deshalb, weil sie in ihrer semantischen Struktur immer etwas aufweisen, was seinem Wesen nach eine Relation zwischen zwei verschiedenen Größen in der Wirklichkeit ist. (Was eben Sätze auch tun und weshalb Mutationen auch als komprimierte Sätze gesehen werden können.) Da es, wie es der bereits genannte Miloš Dokulil schon lange festgestellt hat (Dokulil 1964), Wortbildung nur deshalb gibt, weil damit ein Bezeichnungsbedürfnis gestillt werden kann, heißt es, nach der Art der Bezeichnung zu fragen, die bei einer Mutation gewählt wurde. Die Art der Bezeichnung ist die, dass ein zu Bezeichnendes als etwas gesehen wird, das am besten von zwei Seiten aus zu interpretieren oder zu charakterisieren ist, nämlich einerseits von seiner kategoriellen Zugehörigkeit oder Natur her und andererseits von dem her, worin seine Besonderheit besteht, wenn es als Einheit dieser Kategorie gesehen wird. Nehmen wir als Beispiel ein Wort, das auch in Märchen vorkommen könnte bzw. in dem deutschen Märchen von Hänsel und Gretel tatsächlich vorkommt. Der arme Vater, der nicht weiß, wie er seine Kinder ernähren soll, ist Holzhacker. Sieht man davon ab, was er als Holzhacker in der Wirklichkeit macht, so ist er nach der rein sprachlichen Bedeutung und Struktur dieses Wortes „jemand, der Holz hackt“, wobei hier noch einmal daran erinnert sei, dass Mutationen auf „-er“ im Deutschen in der Sprache selber keinen Unterschied zwischen „jemand“ und „etwas“ machen. Gibt es eine verbaltige Grundlage, so haben die entsprechenden Nominalisierungen über „-er“ nur die allgemeine oder Grundbedeutung „Substanz, die das Verb ausführt“. In heutiger Zeit ist ein Holzhacker so viel wie ein Holzhäcksler und damit eine Maschine. Nur ändert das nichts daran, dass der Vater von Hänsel und Gretel hackend mit Holz umgeht. Wird er in einem einzigen Wort zum Holzhacker „komprimiert“, so wird er zunächst als jemand gesehen, der in die Klasse der Substanzen gehört und der sich in dieser Klasse von den anderen Substanzen dadurch unterscheidet, dass er Holz hackt. Er wird also unter zwei Aspekten gesehen, die in dem Wort Holzhacker zusammenfließen. Einerseits wird die im Märchen als armer Mann und Vater spezifizierte Substanz in Relation auf die genannte Tätigkeit gesehen und es wird andererseits die Tätigkeit des Holzha-

ckens in Relation zu dieser Substanz gesehen. Die Relation, die so zwischen zwei gänzlich verschiedenen Formen des Vorhandenseins in der Wirklichkeit erkannt bzw. hergestellt wird, findet ihren Ausdruck in einer einzigen sprachlichen Einheit, die durch ihre grammatische Behandlung als ein Wort nichts von ihrer binären semantischen Struktur verrät.

Wenn Hänsel und Gretel dann allerdings an ein Häuschen gelangen, dann geht es bei diesem Häuslein nicht darum, dass in ihm, d.h. in einem einzigen Wort, zwei Größen aus zwei verschiedenen Kategorien in eine bestimmte Relation zueinander gesetzt werden, sondern darum, dass mit dem Häuschen oder Häuslein (das erste die norddeutsche Variante, das zweite die süddeutsche, von den Brüdern Grimm „versöhnlich“ nebeneinander gesetzt) etwas bezeichnet wird, das der gleichen Kategorie angehört, zu der auch das Haus gehört. Mit dem, was Modifikation genannt wird, soll ganz allgemein nicht mehr zum Ausdruck gebracht werden, als dass das formal modifizierte Wort zur Bezeichnung von etwas dient, das von seiner äußeren Gestalt oder seiner Funktion her der gleichen Kategorie zuzurechnen ist, der auch dasjenige angehört, das mit dem nicht modifizierten Wort bezeichnet wird. Insofern gehört – wiederum allgemein gesprochen – eine Lehrerin zur gleichen Klasse von Seienden, also der gleichen Kategorie an, wie der Lehrer, nur ist sie deshalb noch kein Lehrer, was Lehrerinnen ja in unserer Zeit auch gern unterstrichen sehen bzw. ausgedrückt wissen wollen. In bestimmten Eigenschaften unterscheiden sich Lehrerinnen von Lehrern, aber es gibt kein anderes Wort, mit dem sie besser bezeichnet wären. Und so nimmt das Häuschen/Häuslein innerhalb der gleichen Kategorie einen anderen Platz ein als das Haus (Raecke 2003a), jedenfalls in der Sprache. In der Realität dieses Märchens geht es konkret darum, dass etwas bezeichnet werden soll, das mit dem Namen oder Wort Haus nicht gut oder nicht richtig bezeichnet wäre, weil ihm zu einem „richtigen“, „vollwertigen“, „normalen“ Haus bestimmte Eigenschaften fehlen, wie z.B. eine bestimmte Größe mit einer entsprechend großen Tür usw. Von seinem Äußeren kommt es aber von allen anderen Seienden einem Haus am nächsten und von seiner Funktion her tut es das auch.

Was als Wortbildungstyp der Transposition bezeichnet wird, ist die materielle bzw. grammatische Umsetzung des Phänomens, dass eine lexikalische Einheit ihre grammatische Kategorie wechseln kann und sog. Transpositionen stellen deshalb auch keine Relation zwischen zwei wesensmäßig verschiedenen Größen in der Realität fest oder her, wie Mutationen das tun, und sie bleiben auch nicht innerhalb der gleichen Kategorie, wie Modifikationen das tun.

Macht man sich die Unterschiede im „Wesen“ bzw. in der Leistung der verschiedenen Formen resp. Typen von Ableitungen klar, dann kann die Antwort auf die Frage, weshalb es diese Affinität zwischen Märchen und Modifikationen im Märchen gibt, relativ einfach so ausfallen: Märchen erzählen von einer einfa-

chen Welt und tun das im Sinne einer ja immer angestrebten Isomorphie von Ausdruck und Inhalt auf möglichst einfache Weise. Mutationen sind, wie gesehen, prinzipiell nicht einfach, sie zeigen Benanntes von wenigstens zwei Seiten aus oder her, und Transpositionen sind ihrem Wesen nach genauso wenig einfach, sie sind insofern komplex, als sie etwas mit einem Wort Erfasstes von einer anderen grammatischen Seite in den Blick rücken, als das Basiswort es tut. Da aber Märchen nur eine Sicht auf die Dinge bieten, von denen sie erzählen, sind Deminutiva aus der Klasse der Modifikationen gleichsam die Erzählbausteine der Wahl, denn man bleibt mit ihnen erstens in der gleichen Kategorie und modifiziert zweitens mit ihnen zunächst einmal in den Dimensionen der jeweils genannten Dinge, Erscheinungen oder Personen. Von daher wird dann auch verständlich, weshalb die Konzentration auf deminutiven Modifikationen liegt, denn ungeachtet der Tatsache, dass es natürlich noch andere Formen von Modifikationen im Märchen gibt, überwiegen die Deminutiva ja deutlich.

Den Grund für diese klare Dominanz kann man wiederum relativ leicht finden, wenn man darüber hinaus in den Blick nimmt, dass in Deminutiva zwar im Bewusstsein der meisten Linguisten primär „verkleinert“ wird, dass aber in der sprachlichen Wirklichkeit nicht nur das „verkleinert“ wird, was die äußeren Dimensionen des zu Bezeichnenden angeht, sondern zugleich auch alles, was die bezeichneten Gegenstände, Erscheinungen oder Lebewesen in der nichtsprachlichen Wirklichkeit – jedenfalls im kollektiven Bewusstsein – an Negativem an sich haben können. Und so sind eben in dem russischen Märchen ein Schwesterchen und ein Brüderchen niemals zickig oder bockig, was sie in der Wirklichkeit und als Schwester und Bruder bekanntlich nicht selten sind, und das kleine Ziegenböcklein, das Ivanuška schließlich doch wird, hat ganz gewiss nicht den strengen Geruch an sich, der in der Wirklichkeit selbst kleine Böcklein von anderen Lebewesen unterscheidet. Durch die Deminutiva wird die wahre Welt zu jener Märchenwelt, in der alles halb so schlimm ist und vor allem alles wieder gut wird. Wenn Hans und Grete leicht verhungern könnten, Hänsel und Gretel werden das nicht. Aljona würde ihren Bruder Ivan im wahren Leben gewiss nicht mehr Brüderchen nennen, wenn er zum dritten Mal nicht begriffen hat, dass er nur aus einem Brunnen trinken soll, nicht aus den Pfützen, die sich in den Fußabtritten von Tieren gebildet haben. Aber wenn das eben Pfütchen/Pfützlein oder копытца sind und nicht Pfützen bzw. копыта und wenn aus Иванушка ein белянький козленочек wird, dann sind die und ist das eben nicht wirklich schlimm, weil sie ja gar keine „richtigen“, „vollwertigen“, „normalen“ Exemplare ihrer Art sind, sondern den „richtigen“, „vollwertigen“, „normalen“ nur so ähnlich sind, dass man kein besseres Wort für sie finden kann, als eines, als zugleich dieses und doch nicht dieses sicht- oder hörbar macht. Ist das Negative so weit ausgeblendet, dass man es kaum noch sehen kann, sieht man vorwiegend das Gute an ihnen, und das wird schließlich siegen.

Eine Hexe muss brennen, ein Hexlein muss man liebhaben. Weniger bildlich und sozusagen seitenverkehrt gesagt: Deminutiva stellen dasjenige, was mit dem Basiswort in seiner wahren Natur bezeichnet wird, nicht in seiner wahren, sondern in seiner wünschenswerten Form dar, und deshalb kann ein Weinchen ein Wein sein, wie man ihn sich nur wünschen kann, und ein Tröpfchen ein Tropfen, den man mit Genuss auf der Zunge zergehen lässt.

5.3. Um hier den Anschluss an den dritten Text herzustellen, sei mir der Verweis auf das Schatzbrieflein gestattet, das nach dem Gesagten keine Bank anbieten würde, und zwar deshalb nicht, weil Kunden zwar gern märchenhafte Gewinne machen, das aber allenfalls mit Schatzbriefen versuchen würden und niemals mit Schatzbrieflein. Der Schatzbrief enthält alles, was ein solcher zu bieten hat, das Schatzbrieflein ist deswegen zu wenig seriös, weil es gleichsam die reine Versprechung des möglichen Guten ist, und also könnte man es, ohne seine Glaubwürdigkeit aufs Spiel zu setzen, allenfalls später sagen, wenn man nämlich wirklich einen märchenhaften Gewinn gemacht hat. Denn dann hat er, wie oben expliziert, nichts von dem Negativen gezeigt, was Schatzbriefe ja durchaus auch an sich haben können.

Diesen Nachschlag zu den Deminutiven gibt es deshalb, weil der folgende Text einerseits von einer Bank in Polen stammt und andererseits gerade kein einziges Deminutivum enthält, obwohl er so gut wie ausschließlich aus Ableitungen gebaut ist und sich damit diametral vom ersten Text von Miroslav Krleža unterscheidet. Vor weiteren Kommentaren zu diesem Text zunächst eine Bemerkung zu seinem Kontext.

Was gleich zitiert wird findet sich im Internet und da auf einer Site, die sich allgemein „Pauker.at“ nennt und speziell „Lern- und Übersetzungsforum Polnisch“ heißt. Hier fragt unter dem Datum 23.03.2006 ein manfred: „Kann mir das jemand übersetzen? ist dringend...“. Der Text lautet:

„PKO Bank Polski S.A. Oddział I w Poznaniu zaświadcza, że na podstawie decyzji Dyrektora Oddziału z dnia 06.03.2006 został przyznany wnioskodawcy prowadzącemu działalność gospodarczą w formie spółki cywilnej pod nazwą „xxx“ z siedzibą w Poznaniu, przy ul. Estkowskiego 17, kredyt w wysokości 1.000.000,00 PLN na zakup maszyn. Środki z kredytu zostaną przelane na konto sprzedającego: „xxx“ D-87700 Memmingen RFN po ustanowieniu prawnych zabezpieczeń kredytu. Ostateczny termin wykorzystania kredytu ustalono na 31.03.2006 r.

Zaświadczenie wydaje się na prośbę klienta, celem przedłożenia w firmie „xxx“.
http://www.pauker.at/pauker/DE_DE/PL/fo/41/1649?page=1649

Damit nun wirklich auf den ersten Blick zu erkennen ist, dass das Phänomen, diese Art von Texten auf dem Wege einer höchst möglichen Anzahl von Derivaten zu bauen, für diesen Typus von Texten charakteristisch ist und die hohe Zahl von Derivaten sie zugleich zu dieser Art von Texten „zurechtmacht, will ich diesen Text nicht selber ins Deutsche zu bringen versuchen, sondern das von demjenigen erledigen lassen, der manfreds „Bitte um die Hilfe“ (sic!) erhört hat. Es ist ein gewisser Kinga. Hätte der Verfasser des vorliegenden Beitrags den Text übersetzt, hätte man ja denken können, so viele Derivate hätte er nur deshalb in den Text gepackt, weil er dann umso besser beweisen könnte, was er gleich als These formulieren wird. Zuvor aber, wie Kingas Hilfe aussieht:

„Die I (erste) Abteilung der Polnischen Bank PKO bescheinigt/bestätigt, dass an Hand/auf Grund von der Entscheidung des Direktors der Abteilung ab dem Tage des 06.03.2006 wirksam ist, dass dem Antragstellenden, der eine (land-) wirtschaftliche Tätigkeit leitet/ausübt in Form von einer Zivilgesellschaft (?) unter dem Namen „xxx“ mit dem Standort in Posen, in der Straße Estowskiego 17, der Kredit in Höhe von 1.000.000,00 PLN für den Kauf von Maschinen anerkannt wurde. Die Mittel des Kredites (also das Geld) werden auf das Konto des Verkäufers übertragen: „xxx“ D-87700 Memmingen RFN nach dem Festlegen/der Bestimmung der rechtlichen Sicherheitsvorkehrungen des Kredites. Letztlich wurde der Termin für das Ausschöpfen/(Aus)nutzen des Kredites auf den 31.03.2006 festgelegt.

Die Bestätigung/Bescheinigung wird auf Wunsch des Klienten erstellt, mit dem Ziel es in der Firma „xxx“ vorzulegen.“

Dass Kinga sich hier nicht leicht getan hat, diesen Text aus dem polnischen Original ins Deutsche zu übertragen, fällt in die Augen und liefert zugleich einen ersten Teil der gleich in Worte zu fassenden These über die Manier, solchen Texten ein solches Aussehen zu geben. Zuvor allerdings noch der Kommentar, der im Original folgt:

„Kinga: Ich hoffe es ist soweit sinngemäß alles richtig - ist halt nicht ganz einfach dieses Bürokratenpolnisch :-)

Wenn jemand diesen Artikel anders verstanden haben sollte – bitte korrigieren!

Manfred:, Vielen vielen Dank, Kinga. Du bist ein Engel!“

Was der ‚Engel‘ Kinga hier „Bürokratenpolnisch“ nennt und als nicht einfach bezeichnet, ist das Erstere nicht ganz, das Zweitere dagegen „voll“. Und die Rolle, die diese Texte – noch einmal zurück ins Bild gesetzt – im unendlichen Theaterstück unserer modernen sprachlichen Kommunikation spielen, gehört zu jenen Rollen, die sehr schwer oder sogar am aller-schwersten zu erlernen sind. Die Fähigkeit, Texte zurechtmachen, die diese Rolle perfekt spielen können,

wird nur durch eine Ausbildung auf höchstem Niveau erworben und nicht beim Spielen auf der Straße, beim Umgang mit den Eltern oder im Gespräch mit Freunden. Erworben, weil vermittelt, wird sie zunächst in den höheren Klassen des Gymnasiums und dann auf der Universität. Wie sehr diese Art, Texte zu bauen, etwas mit der Universität zu tun hat, führt ein zweites polnisches Beispiel so nett vor Augen, dass man als Verfasser eines Beitrags zu diesem Thema nur vor Freude über den Fund in die Hände klatschen kann. Es stammt natürlich wiederum aus dem Internet:

„Szanowny Pan Prof. Jerzy Buzek Przewodniczący Parlamentu Europejskiego prof. dr hab. Andrzej Dąbrowski, Rektor UMCS, ks. prof. dr hab. Stanisław Wilk, Rektor KUL, prof. dr hab. Marian Wesołowski, Rektor Uniwersytetu Przyrodniczego, prof. dr hab. inż. Marek Opielak, Rektor Politechniki Lubelskiej, prof. zw. dr hab. Marek Żmigrocki, Rektor Wyższej Szkoły Ekonomii i Innowacji, prof. dr hab. Andrzej Książek, Rektor Uniwersytetu Medycznego
17.03.2011 aktualizacja: 2011-03-17 18:37

ZOBACZ TAKŻE

Rektorzy piszą do Buzka w sprawie europośła dla regionu

Zwracam się do Pana Przewodniczącego z prośbą o podjęcie szybkich i skutecznych działań na rzecz realizowania postanowień Traktatu z Lizbony zmieniającego Traktat o Unii Europejskiej oraz Traktat ustanawiający Wspólnotę Europejską w zakresie liczby posłów Parlamentu Europejskiego. Z dniem wejścia w życie Traktatu, czyli od 1 grudnia 2009 roku“

Więcej...

http://lublin.gazeta.pl/lublin/1,48724,9275818,Szanowny_Pan_Prof__Jerzy_Buzek_Przewodniczacy_Parlamentu.html#ixzz1Lsn0cj5z (= Lublin.gazeta 2011)

Auch hier ist nicht zu übersehen, dass vom Prinzip her so viel wie möglich an Derivaten verwendet wurde, und in diesem Falle ziemlich eindeutig, damit dieser Text als Botschaft akademisch gebildeter Leute auch glaubwürdig erscheint. Und das ist dann auch die Erklärung für die obige Bemerkung, dass ‚Engel‘ Kinga mit seinem „Bürokratenpolnisch“ zwar nicht völlig, aber doch insofern danebenliegt, als dieses Polnisch zwar auch, aber nicht ausschließlich von Bürokraten verwendet wird. Und ob in einer Bank nun wirklich Bürokraten sitzen, erscheint doch zweifelhaft. Deshalb muss die Frage allgemeiner sein, nicht bloß, woher die Liebe aller Bürokraten zu den Derivaten, (die keine Deminutiva sind), sondern: woher die Liebe zu den Derivaten aller jener, die mit ihnen Texte

schminken, deren generelle Botschaft zwar intuitiv gespürt, deren spezielle Botschaft, also ihr Inhalt, aber eine intellektuelle Herausforderung ist?

Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, gilt es noch einmal, einerseits Dokulils geniale Feststellung, dass Derivate etwas sind, mit dem etwas über etwas anderes bezeichnet wird und dass darin ihr Wesen im Unterschied zu den Nichtderivaten liegt (Dokulil 1964), und andererseits die nicht weniger geniale Feststellung Coserius zusammenzubringen, dass nämlich Derivate Grammatikalisierungen primärer Einheiten und damit grundsätzlich sekundäre lexikalische Einheiten sind (Coseriu 1977). Nimmt man diesen letzteren Ausdruck zur Grundlage der Interpretation solcher Texte wie der „bürokratischen“ bzw. „akademischen“, so kann diese lauten, dass mit der so häufig wie möglichen Verwendung solcher sekundärer lexikalischer Einheiten signalisiert wird, dass man die Welt im Griff hat, und einen damit die Welt gerade nicht im Griff hat, wie es aus den zitierten Texten einfacher Menschen von Krleža heraus zu lesen und zu hören war bzw. ist. Sekundäre Einheiten ganz allgemein werden zunehmend zu Ergebnissen der geistigen Erkenntnis der Welt durch den Menschen, wenn man sie nicht nach formalen Kriterien, sondern nach inhaltlichen in Klassen ordnet und diese so stuft, wie Dokulil (1964) und Coseriu (1977) sie gestuft haben, nämlich dass die Modifikationen den geringsten Grad von Grammatikalisierung aufweisen, dass dann die Transpositionen oder (in Coserius Terminologie) Erweiterungen folgen und dass am Ende schließlich die Kompositionen (Coseriu 1977) resp. Mutationen (Dokulil 1964) stehen, welche letztere die Erkenntnis des Menschen reflektieren, dass etwas im Rahmen eines einzigen Wortes unter Bezug auf zwei Kategorien und damit aus zwei wesensverschiedenen Perspektiven betrachtet werden kann. Modifikationen sagen nur die Erkenntnis einer großen Ähnlichkeit des zu Bezeichnenden mit etwas aus, das schon seinen Namen hat, lassen das zu Bezeichnende aber in der Kategorie, in der das bereits Bezeichnete selber verortet wurde. Genau der Kategorienwechsel ist aber das Wesen der Transpositionen, und damit wird eine höhere Stufe der Erkenntnis der Welt bzw. der Vermenschlichung der Welt über die Sprache oder in der Sprache erreicht, indem z.B. ein Sachverhalt, der sich in der Zeit entwickelt und an sich an die Zeit gebunden ist, dieser Zeitlichkeit enthoben und in den Bereich des Gegenständlichen transponiert wird. Während gehen und laufen als Verben die beständige Vorläufigkeit ihres Vollzuges in sich tragen, weisen das Laufen und das Gehen als Substantive diese nicht mehr auf, mit ihrer Hilfe kann über diese an sich und real nur in der Zeit möglichen Veränderungen der physischen Befindlichkeit so gesprochen werden, als spiele, da sie jetzt als Substanzen gesehen werden, die Zeit keine Rolle, womit zugleich dasjenige, was an ihnen in der Realität nur eine Modalität sein könnte (ausgedrückt als Adverb), nunmehr als eine Eigenschaft dessen dargestellt werden kann, worüber als Gegenstand der Reflexion gesprochen wird. Des Weiteren sind über diese Transposition syn-

taktische Reduktionen und Kompressionen möglich, die das Dargestellte als Ergebnisse geistiger Reflexion und nicht der einfachen Beobachtung oder Wahrnehmung erscheinen lassen. Allgemein sind solche Texte durch die einander bedingenden Phänomene der Deverbalisierung und der Nominalisierung charakterisiert, wodurch die Vorläufigkeit, die in der Zeithaltigkeit der Verben begründet liegt, so weit wie möglich aufgehoben wird und die Endgültigkeit des vorliegend in Worte Gefassten suggeriert wird.

Die allgemeine Botschaft, die über so gebaute Texte vermittelt wird, ist die, dass hier etwas mitgeteilt wird, was aus einer Welt stammt, die nicht sich selbst erschaffen hat oder von einem anderen höheren Wesen geschaffen wurde, sondern – noch einmal sehr bildlich gesagt – durch den Kopf des Menschen hindurch gegangen ist oder überhaupt aus dem Kopf des Menschen stammt. Allgemein gesagt geht es hier um eine Intellektualisierung des Sprechens über die Welt, und die im Intellekt und durch den Intellekt entstehende Welt ist gleichsam genauso sekundär, wie die lexikalischen Einheiten, die zu ihrer Kreation verwendet werden, womit noch einmal darauf rekurriert wird, dass die Isomorphie von Inhalt und Ausdruck eines der Grundprinzipien des Gebrauchs der menschlichen Sprache ist, um bei anderen optimal die intendierten Wirkungen zu erreichen.

Texte dieser Art sind artifiziell und sollen auch von hoher Kunstfertigkeit zeugen. Sie sollen und wollen auf der einen Seite Besonderes sagen, als Ergebnisse angestrebter geistiger Tätigkeit resp. des Nachdenkens über die Welt zu erkennen sein – wenn sie eben akademische Texte sind oder noch ironischer: Texte von Akademikern – und sollen und wollen auf der anderen Seite die Welt gestalten und verwalten, mit dem Anspruch, nicht für die nächste Zeit, sondern für die Ewigkeit geschrieben zu sein. Die der Wortklasse der Verben anhaftende Zeitweiligkeit des in ihren Vertretern verbal Erfassten gilt es zu überwinden, in dem solche zeitweiligkeitshaltigen Elemente soweit wie möglich reduziert werden, so dass höchstmögliche Allgemeingültigkeit resp. Endgültigkeit des im Text Festgeschriebenen suggeriert wird. Es versteht sich von selber, dass solche Texte sehr leicht den Rang von geradezu amtlichen Dokumenten erreichen, was den oben zitierten Kinga als Übersetzer eines Schreibens einer polnischen Bank – dieses Mal nicht zu Unrecht – veranlasst haben dürfte, von Bürokratenpolnisch zu sprechen. Amtliche Verlautbarungen oder Bekanntmachungen resp. Erklärungen wollen ja auch nicht als Beschreibungen der Wirklichkeit verstanden werden, sondern als Dokumente der Reflexion dieser Wirklichkeit wie ihrer Konstruktion, zuweilen natürlich auch ihrer Dekonstruktion. Und für solche Intentionen erweisen sich sekundäre Einheiten allemal besser als primäre, in denen die Welt nur strukturiert, aber nicht konstruiert erscheint.

6. Wenn jetzt der Vorhang dieses Beitrags zugeht, wird gleichwohl gehofft, dass anders als bei Brecht, nicht alle Fragen offen geblieben sind, sondern wenigstens die Eingangsfrage, inwiefern die Wortbildung als Maskenbildnerin von Texten gesehen werden kann, eine Antwort gefunden hat, die manche Leserin und manchen Leser jetzt Texte mit anderen Augen anschauen lässt.

Dass Wortbildung geradezu natürlich etwas mit Textsorten zu tun hat, erkennt man als auf der Hand liegend, wenn man einen Blick dafür bekommen hat, und den bekommt man nur dadurch, dass sich einem die Augen dafür öffnen. In der Wortbildungslehre kann man allerdings lange herumlaufen, um einen Beitrag zu finden, der einem die Augen für dieses Thema öffnen könnte, man wird ihn nicht finden, sondern muss zu dem Schluss kommen, dass der Wortbildungslehre die Augen dafür bislang offensichtlich verschlossen waren.

Daraus erhellt dann auch, dass das Anliegen dieses Beitrags nicht größer war, als etwas in der Art eines Augenöffners bereitzustellen, will sagen: dazu anzuregen, sich mit jenen lexikalischen Einheiten, die an sich ja wohl noch immer das Zentrum der Wortbildungslehre ausmachen, verstärkt unter dem Gesichtspunkt zu beschäftigen, was sie aufgrund ihrer allgemeinen Bedeutung für Texte und in Texten leisten. Und dann bekommt man vielleicht auch einen Blick dafür und kann verstehen, warum einer der berühmtesten Texte, der in deutscher Sprache verfasst wurde, keine einzige sekundäre lexikalische Einheit enthält.

Es ist Goethes berühmtes ‚Wandrer's Nachtlid‘, das zweite:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde,
Ruhest du auch.

Ohne das weiter auszuführen, kann die heute weiter verbreitete Version mit „die Vögelein schweigen im Walde“ nur der Nachtrag eines Menschen gewesen sein, der nicht über das gleiche Sprachgefühl verfügte, wie Goethe es hatte. Es gibt ein Foto von der Inschrift auf der Bretterwand einer Hütte, in welcher Goethe damals übernachtete, und das zeigt „Vögel“ und nicht „Vögelein“. Die Inschrift selber ist heute nicht mehr erhalten. Wie auch immer wäre aber „Vögelein“ in einem Text, der sonst keinerlei Ableitungen, insbesondere Verkleinerungsformen resp. Deminutiva enthält, ein Fremdkörper, zumal ja nicht nur die Vögelein im Wald schweigen, sondern alle Vögel. Und zum Dritten hat Goethe die Dreiheit Gipf-el, Wipf-el, Vög-el „gespürt“, die ein „Vögelein“ weggepickt hätte.

Was Goethe aber im Wesentlichen hier in Worte gebracht hat, das ist die vom Menschen nicht reflektierte, sondern allein perzipierte Natur, die vor dem Menschen und seinem geistigen Zugriff auf die Schöpfung da ist. Die Vögelein wäre eine Zuordnung von Lebewesen zur Kategorie der Vögel, es wären aber keine Lebewesen, die von der Natur so geschaffen und von Natur aus da wären, wie es die Gipfel und Wipfel ja auch sind, sie wären vielmehr, wie oben gesagt, durch den Verstand des Menschen hindurchgegangen und nur durch den auf die Welt gekommen. Nur ist in diesem Lied der Mensch Teil der Natur, kein Wesen, das sich der Natur gegenüberstellt und etwas anderes sein will, als es die Wipfel, Gipfel und Vögel auch sind. Und indem auch der Mensch darauf warten kann (aber auch muss), zur Ruhe zu kommen, ist er Teil der Natur, die ihn nicht anders behandelt als den Rest.

Es springt jetzt zum Schluss sicherlich oder hoffentlich in die Augen, dass auch Goethe uns in diesem Text die Natur und die Welt ungeschminkt vor Augen führt, wie Krleža es in seiner Erzählung *Hrvatska rapsodija* tut, wenn er seine einfachen Leute sprechen lässt. Und hier wie da wirkt die Natur unmittelbar auf uns, hat uns die Natur im Griff. Auch bei Goethe macht die Natur mit dem Menschen schließlich, was sie will, macht nicht die Natur, was der Mensch will.

Wenn nun aber Goethe und Krleža aus so verschiedenen Zeiten und Kulturregionen genau dann, wenn sie Natur und ihre Wirkung auf Menschen ungeschminkt vor Augen führen wollen, auf lexikalische Einheiten völlig verzichten, die erst auf dem Wege der Wortbildung in die Sprache gekommen sind, dann lässt sich als Schlusssatz dieses Beitrags nichts einfacher als sein Titel verwenden, dass nämlich die Wortbildung wirklich als Maskenbildnerin für Texte angesehen werden kann oder gar angesehen werden muss, weil ihre Einheiten, einerseits von ihrer Art her, andererseits von ihrer Menge her, Texten ein solches Gesicht verleihen, dass wir es als passend zum Inhalt, Dargestellten oder ihrer Botschaft empfinden. Haben die aber von Natur aus ein Gesicht, das passt und durch die Produkte der Wortbildung nur seine Stimmigkeit zum Auszudrückenden verlieren könnte, wird derjenige, der auch dem Maskenbildner zu sagen hat, was er tun soll, darauf dringen, dass die Tiegel der Wortbildung zubleiben, weil man im gegebenen Falle der Natur nicht ins Handwerk pfuschen dürfe.

Literatur

- Bühler 1934/1982. Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Gustav Fischer Verlag Stuttgart. New York. 1982. Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe von 1934.

- Coseriu, E. 1970. "Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik", Probleme der kontrastiven Grammatik. Jahrbuch 1969 des IDS, Band VIII. Düsseldorf, S. 9-30.
- Coseriu, E. 1977. „Inhaltliche Wortbildungslehre (am Beispiel des Typs "coupe-papier)".“ In: Brekle, H. und H. Marchand (Hrsg). Perspektiven der Wortbildungsforschung [Festschrift Hans Marchand]. Bonn. 48-61.
- Coseriu, E. 1981. Textlinguistik. Eine Einführung, hrsg. und bearb. von J. Albrecht, 2. durchgesehene Auflage.
- Coseriu, E. 1988. Sprachkompetenz
- Dokulil, M. 1964. „Zum wechselseitigen Verhältnis zwischen Wortbildung und Syntax.“ TLP 1. 215-224.
- Krleža 1982. Hrvatski bog Mars. Sarajevo.
- Raecke J. 2003. Bedeutung(en) und Funktion(en) von Deminutiva in der Sprache und in Texten. In: Slavistische Linguistik 2002. Referate des XXVIII. Konstanzer Slavistischen Arbeitstreffens. Bochum 10.-12.9.2002. Herausgg. von M., Krause und Chr. Sappock. München 2003. S. 169-199.
- Raecke, J. 2012. Zur Wortbildung in den slawischen Sprachen: Zu ihrem Stand, ihren Ressourcen und ihrem nur scheinbar verlorenen Gegenstand. In: *Tvorba reči i njeni resursi u slovenskim jezicima*. Zbornik radova sa četrnaeste međunarodne naučne konferencije Komisije za tvorbu reči pri Međunarodnom komitetu slavista. Beograd 2012. 299-310
- Raecke, J. 2013. An ihren Worten sollt ihr sie erkennen. Zuordnung, Abgrenzung und Eingrenzung als Grundfunktionen der Sprache. *Zeitschrift für Slavische Philologie*. 58 (2013) 2, 127-142.
- Sestrica 2012 <http://hyaenidae.narod.ru/story1/044.html>
- http://lublin.gazeta.pl/lublin/1,48724,9275818,Szanowny_Pan_Prof__Jerzy_Buzek_Przewodniczacy_Parlamentu.html#ixzz1Lsn0cj5z (= Lublin.gazeta 2011)
- http://www.pauker.at/pauker/DE_DE/PL/fo/41/1649?page=1649